

Mondblatt

Organ des Vereins „Breslauer Dichterschule“.

Preis für das Halbjahr 1 Mk. 50 Pf. oder 85 Kreuzer Gessert, oder 65 Kopeken russisch oder 1 Frs. 85 Cent. lateinische Währung außerhalb des Weltpostvereins 1,80 Mk. bei directer Zustellung.

19. Jahrgang.

Breslau, August 1893.

Nr. 8.



Traurige Mär.

ch weiß an stiller Halde
Eines fleißigen Schreiners Haus.
Aus dem Fenster schaut nach dem Walde
Eine liebliche Jungfrau heraus.

Der Morgenwind hat mit den Zweigen
Geklopft an das Fensterlein.
Was war's nur? Es klang ja so eigen,
Als wollt' ein Gast herein.

Durch den Wald der Bach seine Wege
Mit heimlichem Rauschen zieht.
Es singt dazu die Säge
Ein seltsam trauriges Lied.

Einen Hufschlag hört man schallen,
Ein Reiter verkündet die Mär',
Dass des Mädchens Liebster gefallen
Auf blutiger Haide wär'.

Und als der Abend verglommen,
Klopft's wieder an's Fenster leis.
Ein stiller Gast ist gekommen,
Dem Keiner zu wehren weiß.

Vollendet auch steht zur Stellen
Der tannene Todtenfchrein.
Der Meister und die Gesellen
Betten weinend die Maid hinein.

1273.

Am Wartthurm schritt in finst'rem Sinnen
Der kühne Basler auf und ab,
Und schlug voll Grimm die Mauerzinnen
Mit seinem gold'nem Hirtenstab.

Und wenn vom moosbegrünten Baue
Ein Kiesel sprang aus engem Kreis,
So krümmte höhnisch sich die Braue
Des Bischofs: „Wünsch' viel Glück zur Reis'!

Fahr hin! das wird Dir trefflich danken
Des Habsburg's kecker Heeresbann. —
Bräch't er Dich selber erst ins Wanken,
So kostet's ihn wohl manchen Mann.

Zween Monde, liegt er vor der Veste
Und stözt ins Horn und stürmt und ficht,
Jedoch den War im Felsenneste,
Den Basler Bischof, kriegt er nicht!

Ei ja, ich glaub' es gern, das hieße
Ein Fang, der flugs in hellem Glanz
Des Gräfleins Namen strahlen ließe —
Der lohnte schon den Waffentanz!

Zween Monde bin ich schon belegen
Von diesem Habenichts — o Gift
Und Tod! — und keine Hilfe regen
Seh' ich, so weit mein Auge trifft.

Erstaunt hielt da die Händ' erhoben
Der Herr im Basler Felsennest:
„Nun lieber Herregott da droben
Nimm Dich zusamm' und sitze fest!“

Wien.

Ottokar Stauf von der March.

Doch spute Dich zum letzten Streiche,
Mein Held, der Dich zum Ziele führt,
Da draußen wird im röm'schen Reiche
Ein neues Kaiserlein gekürt.

Das wird den Jagdmuth Dir versalzen
Nach einem freien Reichsvasall'n,
Dir zeigen, wie die Hähne balzen,
Will sie ein Troßbub überfall'n." — —

Und wieder schritt in finst'rem Sinnen
Der kühne Basler auf und ab,
Und schlug voll Grimm die Mauerzinnen
Mit seinem gold'nem Hirtenstab. —

Da kam's die Trepp' herausgeflogen,
Ein Knapp', schwerkeuchend, matt und sahl,
Von Staub und Schweiß das Kleid umzogen:
„Herr! Botschaft von der Fürstenwahl!“

Der Krummstab fiel mit dumpfem Klirren:
„Sprich schnell! Wer ward's — der Ottokar? —
Eint sich nach zwanzigjähr'gen Wirren —
Der böhm'sche Leu dem deutschen War?!"

„Mit dem war nicht das Glück im Bunde,
Was sollt' der Böhmi' auf Rothbarts Thron —
Rudolf von Habsburg ist's zur Stunde;
Die Boten sind im Lager schon.“

Im Streb'en.

In Gluth und Qual und Ringen,
Was bangst Du immerdar,
Was neidesst Du die Schwingen,
D' Herz, dem kühnen War?

Nicht höher kann er schwelen,
Bis daß sein Aug' ermäßt,
Wie klein das Erdenleben
Und wie es einsam ist.

Breslau.

Er strebt in Lebenswonnen
Hinauf, der Sonne zu,
Und doch bleibt er der Sonne
So himmelfern, wie Du.

Paul Barsch.

Der arme Fischer.

Ein armer Fischer hatte
Ein Schloß im tiefen Meer –
Sie waren Gattin und Gatte,
Die schönste Nixe und er.
Ward ihm das Treiben droben
Zu dummi und schwül und bunt,
Sprang er ins Wellentoben
Und hing an ihrem Mund.

Da ward's in seinen Sinnen
So weit und wunderbar.
Und er erschaute innen
Und außen Alles klar:
Der Seele Heimlichkeiten
In ihrer Räthselmacht,
Der Schöpfung Riesenweiten,
Des Chaos wüste Nacht.

Er sah die Alpe thronen,
Die Stirn jungfräulich weiß,
Und unerforschte Zonen,
Umwehrt von ew'gem Eis,
Hörte die Wasser brausen
In Norwegs Felsenbucht,
Und über Klippen fausen
Des Niagara flucht.

Die bunte Stambul kränzte
Den Strand des Bosporus,
Und märchenhaft erglänzte
Die Stadt am Tiberfluß.
Er sah zehntausend flaggen
Den blauen Ocean
Mit seinem Riesennacken
Zornischäumend unterthan.

Ihm war es, als ertöne,
Der Glocke gleich, sein Herz:
Das Ewige, das Schöne
Schlug drau wie klingend Erz,
Von Melodie durchronnen
Und an Gesange reich,
So fühlt er höchste Wonnen,
Dichter und Gott zugleich.

Schied er aus dem Palaste,
Sah sie ihn an so bang
Und schmeichelte: „O raste
Auf Erden nicht zu lang!
Und meide ihre Schlingen
Und bleibe mir getreu.
Nur ich allein kann bringen
Ein Glück Dir, immer neu.“ —

Doch heimlich in ihm gärte
Ein toller böser Drang,
Der seinen Frieden störte,
Der seinen Willen zwang.
Und in das Weltgewühle
Sprang seine volle Kraft
Und gab sich ganz zum Spiele
Dem Sturm der Leidenschaft.

Umgirrt von Buhlerinnen,
Betäubt von Weinesdunst,
Hohnlacht mit wirren Sinnen
Er seiner Göttin Kunst.
„Genießen bis zur Bahre
Will ich in trunk'ner Hast!“
So ging es manche Jahre
Bis ihn der Ekel faszt.

Mitten aus dem Genusse
Von Sehnsucht übermannt
Kehrt er mit flüchtigem Fuße
Suchend zurück zum Straud.
Doch wie sein Auge irrte,
Vom Meer nicht eine Spur;
Wo sonst die Welle flirrt
Starrt öd' die Erde nur.

Ein Moorland nur, ein fahles,
Von keinem Hauch belebt,
Und in der Luft ein fahles
Gebild aus Dünsten schwelt.
Staubregen rieselt leise
Auf's schwärzlichgraue Land.
Aufzuckt am Himmelskreise
Entfernter Blitz Brand.

Ein Leu, noch in der Höhle,
Der ferne Donner töst.
Da wich aus seiner Seele
Der allerletzte Trost:
„Versunken — ja verfunken!
Das Haupt ist wüst und leer,
Die reinen Himmelsfunken
Erglühen ninimer mehr!“

Und hin sinkt er mit Stöhnen
Auf seines Glückes Gruft! —
Da plötzlich geht ein Tönen
Verheißend durch die Luft.
Er hebt den Blick — und schimmern
Sieht er eine Blume hold
Und eine Perle flimmern,
Wie nur das Meer sie zollt! —

„Sie hat mich nicht vergessen“
Ruft seelig ahnend er —
Und seine Thränen nassen
Die Pfänder, reueschwer!
Brennt fürd der seine Wunde,
Verzagt er nun doch nie! —
Tröstend in trübster Stunde
Naht ihm — die Poesie.

Breslau.

Alfred Streit.

Lumpenhochzeit.

In der alten Haideschänke
Zittern heute Diel' und Decke,
Reichlich fließen die Getränke,
Dass der Braten besser schmecke.
Hochzeit hat die rothe Jule
Mit Hansjörg, dem Pferdediebe, —
Sitzen auf bekränztem Stuhle,
Schon besoelt von Grogg und Liebe.

Jules Bräut'gam ist ein hag'rer
Rings gefürchteter Geselle,
Seine Gäste: Wegelag'rer,
Fürchten sänmtlich sehr das Helle.
Diese Hochzeit kam der Bande
Just zu frechem Spiel gelegen:
Im gestoh'l'nen Meßgewande
Sprach der Erschelm Schnipps den Segen.

Holla! braune Betteljungen,
Flöten laßt und fiedeln tönen!
Heil! da drehen sich und schwungen
Schwarze Bursche, wilde Schönen.
Auch der Bräut'gam wirbelt seine
Dralle Braut durch Flur und Stube —
Fußgetrampel und gemeine
Scherze füll'n die Mördergrube.

Draußen plötzlich tönt ein Pfeifen . . .
 Schrecken malt die Angesichter;
 Kreischend nach den Bündeln greifen
 Sieht man rasch das Diebsgelichter.
 „Die Gensdarmen kommen! — munter!“ —
 Und ein fluchen war's und Toben —
 Stolpernd ging es d'rauf und d'runter,
 Eh' sie auseinanderstoben.

Schnapphans griff nach seiner Tasche,
 Puff zum Rock und Krack zum Hute,
 Lene nach der Branntweinflasche —
 Hansjörg schwang sich auf die Stute
 Und ließ seine Braut im Stiche,
 Um bequemer zu verschwinden! —
 Doch die kennt die Strich' und Schlüche
 Und wird ihn schon wiederfinden.

Berlin.

Richard Zozmann.



Drei Liebeslieder.

I.

Wir liebten uns in dämmerdunklen Wegen
 Es schwamm der Mond im warmen Sommerregen
 Gleich einem Glück, enttaucht dem Schoß der Zeit,
 Wie Liebe, füß verträumt in Heimlichkeit, —
 So hat sein Bild im grünen Teich gelegen —
 Wir liebten uns in dämmerdunklen Wegen

Und von den Zweigen tropste leis der Regen.,
 Hollunderdüfte hauchten uns entgegen
 Das Buschwerk rauschte unsern Schritten nach,
 Und hinter Deines Schirmes rothem Dach
 Verstummen wir in süßer Liebesfeier
 Da riß ich fiebernd Dir den braunen Schleier —
 In süßer Hast vom thauigfeuchten Mund —
 Da küßt' ich Deine rothen Lippen wund —
 So hab' ich in den sommerschwülen Wegen,
 Vom Glück betäubt, an Deiner Brust gelegen

Aus fernem fiel, — ein Warneraug' der Welt —
 Ein blinzeln'd Licht in unser Liebeszelt

II.

Wir gingen in gelben Aehren
Nachmittagsstille! Von Grillenheeren
Nur ein summender Sang,
Nur der leise Klang
Verliebter Worte,
Ein Rascheln von Deines Kleides Borte
Ein flüstern der gelben Aehren

Um Feldrain saßen wir nieder . . .
Leises Knistern von Deinem Mieder . . .
Kornblumen standen
Zu Häupten uns, wir wanden
Zu Kränzen sie, und blieren vom Mohn
Die rothen Fahnen — kein Ton —
Nur summende Grillenlieder

Und der Abend fühlte die Aehren —
Unsere Augen, die liebeschwelen,
Tranken den Purpurwein
Der Abendröthe in sich hinein,
Unsere Seelen dämmernd versauken —
In Frieden — in wonneschwelen.

III.

Der Sturmwind kam und segte rein den Himmel,
In einer Ecke fern im Osten lag
Noch wie ein Häufchen Staub ein grau Gewimmel,
In Abendröthen endete der Tag.

Auf uns'ren Herzen lag wie dumpfe Schwüle
Tagüber sündigheiße Liebeslust,
Der Abend brachte erst mit Sturmeskühle
Den blauen Himmel auch in uns're Brust.

Nun flüstern, Blumen gleich im weichen Winde,
Satt uns're Seelen sich nach all' der Noth, —
Ein Häufchen stiller Staub ruht fern die Sünde,
Beleuchtet von der Liebe Abendroth



Gerechtigkeit.

Es haben tausend edle Menschen schon
Geträumt von einem Reiche der Gerechten,
Wo allen guten Thaten winkt der Lohn,
Wo Strafe dräut dem Bösen und dem Schlechten. —
Ein schöner Traum! Ein Traum aus Himmelshöh'n!
— Wir werden nie gerecht durch's Leben geh'n!

Nur ein Allwissender vermöchte ja
Den Urgrund des Geschehens zu erfassen;
Was ist's, was ich mit Menschenaugen sah,
Was mir gebot zu lieben und zu hassen?
Hab' ich der Tiefe Tiesen denn geseh'n?

— Wir werden nie gerecht durch's Leben geh'n!

Kein Richter, der je frei sein Urtheil sprach!
Nur fremdem Sprüche beugen wir uns schweigend,
Nur fremdes Urtheil stammeln blind wir nach,
Das Haupt vor dem Gewordenen verneigend!
Ist uns nicht „Schlechtes“ schlecht und „Schönes“ schön?

— Wir werden nie gerecht durch's Leben geh'n!

Frankfurt a. M.

Arthur Pfungst.



Junge Mutter, matt und bleich.

Junge Mutter, matt und bleich
Ruhst Du jetzt in diesem Schlummer,
Gestern noch in Noth und Kummer,
Heute stolz und überreich.

Neben Dir im Dämmerschein
Athmet leis ein junges Leben,
Schläft Dein süßes Kind, und eben
Tritt Dein Gatte lauschend ein.

Als ein glückverstumpter Manu
Wird er froh des Wunders inne,
Das allein die heil'ge Minne
Lebenweckend wirken kann.

Sinkend an des Lagers Rand
Küßt er, wie des Heilauds Wunde
Wird geküßt von Peters Munde —
Deine schmerzerblafste Hand.

Wendet wieder sich zum Geh'n. —
Räthselvoll und traumumsponnen
Sieht er sich in stummen Wonne
Auf des Lebens Höhen steh'n.

Breslau.

Rudolf Liebisch.





Oscar Justinus in seiner literarischen Thätigkeit.

Von Sigmar Mehring, Berlin.

Es ist in Deutschland und namentlich in Schlesien nichts auffallendes, daß ein ideal angelegter Poet aus dem Kaufmannsstand hervorgeht. Wir brauchen nur an die Lyriker Freiligrath und Rittershaus, an den Dramatiker Lubliner zu erinnern und an die Thatsache, daß gerade von der Breslauer Dichterschule einige der verdienstvollsten Kräfte der Kaufmannschaft angehören. Oscar Justinus, der Sohn eines angesehenen und vornehmen Breslauer Großhändlers, war dazu bestimmt, mit einem seiner vielen Brüder das vom Vater, dem österreichischen Generaleconsul Cohn, gegründete Handelshaus fortzuführen und fügte sich diesem Beruf, so gut es gehen wollte. Da es aber nicht gut ging, so entschloß er sich endlich, als er schon sein 35. Lebensjahr überschritten hatte, die bisherige, ihm aufgezwungene Thätigkeit aufzugeben und sich — wie es seinen Neigungen und Anlagen entsprach — literarisch zu beschäftigen. Mehrere Gelegenheitsdichtungen, die in seiner Kaufmannszeit entstanden waren, verröthen seine ungewöhnliche Begabung für die humoristische Auffassung aller Vorgänge, die sein scharfes Auge beobachtete, und sein Talent für dramatische Wirkungen. Es konnte daher die Freunde des literarischen Neulings nicht überraschen, daß gleich eines der ersten Bühnenstücke, die Oscar Justinus aus der stattlichen Reihe seiner dramatischen Versuche der Dessenlichkeit über gab, einen außergewöhnlichen Erfolg hatte. „Unser Zigeuner“, ein Lustspiel in 4 Aufzügen, erblickte im Jahre 1878 in Breslau zum ersten Male das Lampenlicht der Bühnenwelt. Das Stück schildert uns die beschränkten, lächerlichen Anschaunungen einer in vornehmer Zurückgezogenheit verkleinstädterten Familie, die durch die freien Sitten eines aus Amerika heimgekehrten Bettlers aufgeschreckt, allmählich zu der Erkenntniß gelangt, daß die Ungezwungenheit „unseres Zigeuners“ würdiger und ungleich angenehmer ist, als die antiquirten Gebräuche ihres bisherigen Verkehrs. Der Dichter führt uns reizende, dem Leben abgelaufene Scenen vor, wie den Geburtstag eines Backfisches, der in Entzücken gerath, weil ihm eine Fremdin

ein Arbeitskästchen schenkt, und dann zu seinem wachsenden Schrecken nach einander fünf solcher Kästchen bekommt, bis das Mädchen schließlich beim Empfang des letzten Arbeitskästchens in Thränen ausbricht. Die Rolle des „Zigeuners“ ist noch heut das Virtuosenstückchen eines sehr bekannten Hofschauspielers.

Der Beifall, den dieses Lustspiel fand, ermutigte Oscar Justinus zu eifrigem Schaffen für die Bühne. Er siedelte nach Berlin über und versah im Verein mit dem Komiker und Possendichter Wilcken die beiden urberlinischen Schwänke: „Kyritz-Pyritz“ und „Apfelsöschen“, von denen besonders der erstere einen nachhaltigen Erfolg erzielte. In diesen Stücken ist namentlich die derbe Komik, die wohl auf den Einfluß von Wilcken zurückzuführen ist, zur höchsten draufsichen Wirkung gebracht. Andere Bühnenstücke, die Justinus allein entwarf und aufführte, zeigen einen feineren Humor, allen voran das vieraktige Lustspiel: „Griechisches Feuer“, dem sich die streng bewachten Thore des Burgtheaters öffneten, und der Einakter: „Die Ehestifterin“, der im Berliner Schauspielhaus erfolgreich zur Aufführung gelangte. Es sind hier nur die bekannten Dramen erwähnt worden, eine Reihe anderer war wechselseitig Schicksal unterworfen. Doch ein echter Dramatiker, wie Justinus, konnte sich nicht entmuthigen lassen, und er hat bis zu seinem Tode rastlos seine dramatische Thätigkeit fortgesetzt. Zwei Breslauer Musikern, dem in Berlin lebenden Dr. Bogumil Zepler und dem Kapellmeister Mannheimer schrieb er wirksame Operntexte. Zeplers „Brautmarkt zu Hira“ steht seit 2 Jahren auf dem Spielplan der Kroll'schen Opernbühne und wird sicher von dort aus einen Eroberungszug durch Deutschland machen.)

Bekannter als durch sein Bühnenwert ist Justinus durch die ungzähligen Feuilletons, die im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte seinen Namen durch ganz Deutschland trugen. Sie behandelten zumeist eigene Erlebnisse in seiner bürgerlichen Umgebung und

schilderten das Leben des Mittelstandes und des kleinen Mannes liebenswürdig-humoristisch und bis in die intimsten Einzelheiten tren. Ohne sich je um den Literaturstreit zwischen Realisten und Idealisten zu kümmern, schrieb er seine kleinen Erzählungen und Aufsätze mit einem so glücklichen Gemisch von Idealismus und Realismus, als habe er längst das Hin und Her des literarischen Zankes überwunden, — er stand in der That über den Parteien. Jene Feuilletons folgten mit einer Raschheit, die jeden des Schreibens Kundigen verbüsst. Da ist es denn auch nicht zu verwundern, daß nicht alles gleichwertig war, daß manches unterlief, was der Feder eines Oscar Justinus nicht würdig schien. Doch darf man Justinus nicht von dem einseitigen Standpunkt eines verwöhnten literarischen Feinschmeckers beurtheilen. Wenn der Dichter diesen manchmal ein törichtes Gericht vorsezte, so soll man ihm keinen Vorwurf machen, daß er ein ander Mal mit verdünntem Humor für die Volksnahrung sorgte.

Auch diese Arbeiten verdienen Anerkennung, nicht literarische, aber höhere — ethische! Es ist nicht sein kleinstes Verdienst, daß Justinus vieles für die breiten Schichten der ungebildeten Klassen schrieb und dort seine edle, kindlich-reine Gesinnung, seinen idealen Eifer für alles menschlich Schöne und menschlich Hohe anregend wirken ließ. Wenn unsere naturalistischen Poeten behaupten, daß sie das moderne Leben nicht anders widerspiegeln können, als in der Unsauberkeit, die sie ringsumher erblicken, so kann Oscar Justinus als der schlagendste Beweis für die Unwahrheit dieser Behauptungen gelten. Wie er selbst schlackenrein, wie seine Seele frei von jeder Trübung menschlicher

Schwächen war, so blieb er's auch, wenn er zur Feder griff, und deshalb begegnen wir seinen Feuilletons in der Sonntagsbeilage der „Wossischen Zeitung“, die in den Gelehrten-Kreisen Berlins eingebürgert ist, ebenso wie im „Lokal-Anzeiger“, dem Leibblatt der Dienstboten und Hinterhausbewohner. Kaum eine deutsche Zeitung und wohl keine deutsche Familienzeitung, von der vornehmsten bis zur schlichtesten, wird es geben, die nicht eines der kleinen Feuilletons unseres Humoristen veröffentlicht hat. Für die meisten Tagesblätter und Wochenchriften war Justinus der beliebteste Mitarbeiter. Vor drei Jahren versuchte sich Oscar Justinus in einer größeren Satire: „Die Beheimillionstadt“, worin er mit bellamyschem Geschick ein Zukunftsbild Berlins entwarf, und eben jetzt, wo diese Zeilen in Druck gehen, wird sein erster und nun also einziger, großer Roman angekündigt: „Das Proletarierkind“,* auf dessen Wirkung seine Freunde sehr gespannt sind.

Das Schaffen eines Humoristen und Idealisten liegt abgeschlossen vor uns und giebt uns den erfreulichen Beweis, daß edles Streben und selbstlose Menschenliebe noch immer Lohn und Anerkennung finden. Oscar Justinus war ein Schriftsteller, dessen Name noch lange fortleben wird, nicht durch das, was sein Träger erreicht, sondern durch das, was er erstrebt hat. Sein Werk fortzuführen, werden die edelsten seiner Kollegen immerdar bemüht sein, so lange eine deutsche Literatur bestehen wird. Und allen seinen literarischen Freunden und Berufsgenossen darf man zurnehmen: „Eifert ihm nach, wenn ihr Muth und Kraft dazu habt!“

*) Breslau, Verlag von S. Schottländer.



Neue Bücher.

Soldaten-Lieder

Von drei deutschen Offizieren.

Herausgegeben von Heinrich von Reder.

Augsburg,

Verlag der C. Reichenbach'schen Buchdruckerei (M. Siebert).

Das Volkslied ist, seitdem die Schessel-Wolfs-Baumbach'sche Neuromantik in die Mode gekommen war, vielfach als Vorbild benutzt worden; berufene und unberufene Poeten haben es sich angelegen sein lassen, das Wesen derselben zu studiren und in eigenen Rhýthmen seine Klangerbe nachzuahmen. Auf diese Weise hat sich eine Art Salon-Volkslied herausgebildet, das vor Beginn der jüngstdutschen Ära eine Zeit lang sogar eine gewisse Herrschaft in der deutschen Poësie erlangt hatte. Besieht man sich diese Literatur aber ein wenig näher, so gewahrt man, auch ohne ein Literaturkenner zu sein, daß sie nur verschwindend wenige Produkte gezeitigt hat, welche unter die wirklichen Volkslieder eingereiht zu werden würdig sind. Wie das dichtende Volk sich räuspert und spukt, haben die Salon-Volkslieddichter wohl wegbekommen, aber von dem Geist des echten Volksliedes haben nur die

Ausgewählten unter ihnen, und auch diese nur in seltenen Augenblicken der Inspiration eine entfernte Ahnung. Deshalb lässt sich der Begriff des Volksliedes nicht; er muß empfunden werden, und ich kann deshalb, was ich im Folgenden von den in Rede stehenden Gedichtsammlung sagen will, nicht unter Beweis stellen, aber ich glaube, wer dem Büchlein eine auch nur flüchtige Aufmerksamkeit widmet, wird mir willig Recht geben. In den „Soldatenliedern“ der drei alten Krieger Karl Woldemar Menmann (Hauptmann a. D. † 6. Februar 1888), Georg Bezel († als Oberleutnant in München 1858) und Heinrich von Reder (Oberst a. D. in München) ist nämlich ungefähr und ungekünstelt der echte Volksliederton von selber angeschlagen. Die uns überlieferter volkstümlichen Soldatenlieder alter Zeiten, wie sie in „Des Knaben Wunderhorn“ und anderen Sammlungen zusammengetragen sind, unterscheiden sich in Nichts von den Liedern unserer drei Poeten, höchstens daß letztere durch größere Feinheit und Correctheit der Form dem modernen Geschmack und Verständniß sich besser anzupassen verstehen. Im

übrigen zeigen sie dieselbe Urprünglichkeit und Frische der Empfindung, dieselbe bald sein poetische, bald ironisch-kärtige, bald sogar drostische Ausdrucksweise, und dieselbe, den äuferen Eindrücken gemäß unter der Hand wechselnde Stimmung, wie jene. Es spiegeln sich darin alle Phasen des Soldatenlebens getrenn wieder. Die Langeweile, die Liebesleid, der Unzug und der Glanz des Garnisonlebens, die Poesie des Marsches und des Treibens im Lager, die Eode der Festungsstadt und die Aufregung des Krieges, Freud' und Leid in der Heimath und in Feindes Land, und sogar die Abenteuer exotischer Schauplätze und fernster Zeiten werden mit schlachten und doch überraschend bereiteten Worten dem Leser vor Augen geführt. Was diese frischen Soldatenlieder besonders anziehend macht, ist, daß sie zweifellos unmittelbar aus den Erlebnissen der Dichter hervorgegangen sind. Viele unter ihnen bringen ihre Melodie selber mit, und wenn sie nicht jetzt schon von den Soldaten auf dem Marsche, in der Kaiserneustadt und am Bivouakfeuer gefungen werden, so wird dies doch in Zukunft sicherlich geschehen. Andere, welche ihrem Inhalt nach der epischen Gattung sich angeschlichen, können sich den besten Balladen unseres Volksliederschatzes an die Seite stellen. Ramentlich gehören dahin einige von Heinrich von Herders Landesknechtliedern, welche mit ihrer düsteren Stimmungssarbe an die altenglischen Volksballaden erinnern, von denen Herder eine Auswahl mitgetheilt hat. Ich bedauere aufrichtig, daß der Raum es mir nicht gestattet, hier einige Proben anzuführen; sie würden mehr als alle Lobsprüche dem Büchlein Freunde gewinnen. Ich empfehle die Lectire angelegerntlichst allen Liebhabern ursprünglicher und volksthümlicher Poesie. Keiner wird sich danach unbefriedigt fühlen. Insonderheit der Soldat, welcher sich etwa das Liederbuch der drei alten Kameraden als Manöver-Brevier in den Brodtbeutel oder in die Satteltasche steckt, wird es nach den Strapazen des Tages immer gern hervorholen, um sich an dem Labjal dieser quellfrischen Poesie zu erquicken. Und wenn es dann nach der Rückkehr in die Garnison von Hand zu Hand geht, so wird dieser paktische Erfolg sein bestes Lob sein.

Julius Gesellhofen.

Im Zeichen Mercurs:

Von Paul Raßnitz.

Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. 1893.

Seitdem in „der Weide Zweigen, die zu Bachs Seit“, lauschend Amor den Zauberreigen schläng“ (S. 19) singt Herr Raßnitz „viel“. Es ist ein grauer Sang, den er uns „im Zeichen Mercurs“ deut. (Der Titel ist mir, ich gestehe es ausrichtig, ganz unverständlich. Hieße es wenigstens: Im Zeichen des Gottes der Diebe, dann könnte man doch gut Geftohles erwarten, aber leider trifft das nicht zu. Dunkel bleibt der tiefe Sinn). Neben eines mag sich der Pegasusschinder trösten: „Dem blöden Philister zum Schmerze“ (S. 20) wäre seine Tinte daheim nicht eingetrocken, ich glaube, es hätte ihm mancher „blöde Philister“ gedankt, wenn mit Philister ein Ulixi-Raßnitz bezeichnet werden soll. Es wimmelt zwar in dem unheimlich, dicken Buche (166 Seiten engbedruckt, Format „Adjutanturenrite“ – welch' eine Ideenassocation!) von „mild“ und „Bild“, „Wonne“ – „Sonne“, „Herz“ – und „Schmerz“, es giebt Sternelein, Bögelein und Engelein, aber das nennt man noch nicht Dichten, lieber Herr Raßnitz. Seite 150 erklärt der Poet, wie ein Gedicht entsteht.

Der Philosoph im Staub' gen Eck
Er schintifirt gar sein:
Der Dichter nämlich soll nach ihm
Von Gottes Gnaden sein.

Aber dem ist nicht so. Von Liebchen's Lippen küßt es sich Herr Raßnitz, daß ist doch etwas anderes. Ob jedoch trotzdem im Himmel der Herrgott ihn „zu seinem Dichter“ weißen wird, das steht noch sehr in Frage. Ich glaube, der Herrgott hat Besseres zu thun. Zwar hat der Musenritter viel geleistet, er hat Liebeslieder von sich gegeben, „freie Gleichen“ geschlagen, die Pfaffen gestreift, Heidelberg angestötet, in Proletarierliedern gemacht, Distichen geschwätzt, die Frauenfrage „beleuchtet“, den Antisemiten eins verzeigt, Alexander den Großen, Nebukadnezar und den „korischen Kriegsdämon“ (natürlich!) hergenommen, Balladen gestiftet, Giordano Bruno und Wörth angeleert — doch hat der Herrgott Besseres zu thun. Interessante politische Enthüllungen macht der Kriegsfrohliche in Wörth (S. 40). „Im Straßengraben ruh'n“ zwei Krieger,

„Ein Bayer, ein Preuße, verschlungen die Händ',
Zwei freudig (?) gestorbene Sieger.“

Da kommt „nunser Friß“ und versetzt:

„Das ist fürwahr der herrliche Ritt,
Um Deutschland für immer zu einem!“

„Ihm drängt's in die Augen wie Weinen.“

Kein Gebiet bleibt dem unermüdlichen Sänger unerschlossen, auch 3 Gedichte in Prosa hat er verbrochen, die sich würdig den hellsten Perlen seiner Merensammlung anreihen. Eines kann ich mir nicht versagen. (S. 158.)

III.

Die Erde ein Eisball und ausgestorben. Große abgesprengte Trümmer sausen klingend durchs unendliche Weltall. Nur ein Weien lebt noch. Dort auf der Sternwarte (!!) steht einsam eine hebre Frau. Weiße Haare wallen um die reine Stirn und mit ernsten scharfen Augen blickt sie durch ein Teleskop. Eine Zahnenreiche liegt neben ihr. Sie beobachtet einen Stern und nicht (!) — die Wahrheit.

Hören wir, was der Dichter über sich selbst sagt (S. 156) Nachstück.

„Ich möchte Dich recht kränken“) —
Im Herzen Dir errichten
Ein Feuer, daß die Schmerzen
Mir Liebet lassen dichten. (1)

Gesänge, tief und zündend (!),
Von treuer Liebe sehnend,
Aus deren prächt'gen Rythmen**)
Der Schönheit Geister (!) reden.

O, ich möchte noch gerne citiren, von „des Lebens Ruhpol, der Ewigkeit Symbol“, den der Glückliche gefunden, Gräber im Walde und derlei Sächselchen mehr, aber ich glaube, der Leser hat genug erfahren vom „Zauber“ dieser Lieder (S. 7), die „im Zeichen Mercurs“ gewundert. Da ist mir Karl Federn doch lieber. (Gedichte von Karl Federn, Stuttgart, Verlag von Paul Neff). Wenn er auch Herz — Schmerz zum Leberdrusse häuft und der Abwechslung wegen „Bild“ auf „füllt“ reimt, (S. 32 in dem Gedichte Malvassier, einem klassischen Beispiel dafür, daß man nur dann zu reimen braucht, wenn einem gerade ein Gleichklang unterkommt), so hat er doch Gedanken und kann Verse machen, ja manchmal sogar recht gute Verse, Lieder freilich nur äußerst selten. Das

*) Der Poet fühlt sich getroffen.

**) Nur die Lumpen sind beschieden.

ganze Buch muthet nur etwas modrig an, es ist kein Leben, kein Regen in dem ganzen Schwarm ellenlanger Gedichte, man liest und liest, und kommt man zu Ende, so könnte man wieder jedes einzelne von vorne beginnen, es ist vorübergegangen, hat keine Spur hinterlassen, es sind Worte und Sätze in kalte Formen gegossen. Antik überhandt Oden liegen dem Autor am besten, aber es sind keine flügelschwingenden freien Rhythmen, keine funkelnden Bilder, keine lockenden Laute, es sind verstaubte Vergleiche, kraftlose Epigonen-schritte, Oden, nur bin und wieder matt durchglüht von lebendigeren Gefühlen. Der Dichter ist ein gebildeter Mann, aber was er uns ansieht, ist Limonade, die er, daß muß man ihm lassen, recht gut zu bereiten versteht. Wenn die Hälften aus dem Buche fortgeblieben wären und zahllose Härten wären beilebt worden, wäre die Limonade noch besser geworden.

Richard Schaukal.

Die Insel Ahasvers.

Ein episches Gedicht von Maurice Reinhold von Stern.
Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.

Unter den modernen Poeten galt mir Maurice von Stern stets als eine der bedeutendsten, aber auch sympathischsten Erscheinungen. Er paart mit der Kunst und dem Farbenglanz seiner Schilderung eine Weichheit der Form, einen Wohlklang der Sprache, wie sie nur noch wenige von den Jüngeren aufzuweisen. Fraglos wirkt z. B. Liliencrons Art wuchtiger, gewaltiger, hinreißender; aber dafür ist Liliencron ein Revolutionair der Poesie, während Stern dies nur aus dem Felde der Politik — war. Zu seinen letzten Schöpfungen growt nur noch manchmal das fortziehende Gewitter proletarischer Kampfbegeisterung nach; aus dem hässerfüllten Streiter ist ein hochstrebender Denker, ein weltfreudiger Sänger geworden, der sich statt der rothen Nelke die Rosenknospe ins Knopfloch hestet. Als solch ein freundlicher Geist erschien uns Stern schon in seinen „Nebenjahren“, einem Gedicht-Cyclus, der in einzelnen Stücken geradezu an die großartige Naturempfindung, an die frischquellende Sprachmelodie Goethe's erinnert. — Ein Gleichnis dieser feinsinnigen Wandlung Stern's ist vielleicht sein neuestes Werk — die Insel Ahasver's — ein „episch“ Gedicht. Die Bezeichnung „episch“ scheint mir nicht ganz glücklich gewählt, — denn die Dichtung enthält größtentheils rein subjective Reflexionen. — Hier im Kurzem der Inhalt: Der schiffbrüchige Ahasver findet Rettung auf einer menschenleeren, doch mit tropischer Pflanzenpracht gesegneten Insel, die ihm Obdach und reidliche Nahrung bent. Widerwillig hat er sich von den Wogen ans Land treiben lassen, doch angeichts der paradiesischen Einigkeit erwacht in ihm, den das Treiben der Menschen angefeuchtet, aus Neug die Freude am Leben:

„O heiliger Friede, süße Einigkeit!
Verstummt das Wort, das nach Erlösung schreit.
Wenn hinter mir die alte Welt verwest —
Erlöst wird der nur, der sich selbst erlöst.
Wie stam' sie ist, da ich dem Trost entrann!“

Aber diese Freude hält nur so lange vor, als er streben und schaffen muß. Da sein Haus gebaut ist,

da der Borrath geschichtet liegt, da die trostlose Regenzeit beginnt, schleicht drohend um ihn das Gespenst der Langeweile.

„Wohlt regnet es — doch gehe ich von Haus. —

Die Angst des Müßigseins jagt mich hinaus.
Ein naßtes Mäuschen hüpft an mir vorbei —
Die Vögel jätzen. — Odes Einerlei!“

Zum Glück fröhlt er auf abgesplitterten Schieferstein. Und wie Salas in Ganz schreibt auch er drei Tafeln voll, doch nicht mit Klagen über seine grenzenlose Vereinsamung, nein mit dichterischen Phantäseen. Es sind drei Visionen („Geisterschlacht“, „Klylops“ und „Weltuntergang“) voll erhabener Gedanken und düsterer, packender Farbengebung, die nur den einen Fehler haben, daß sie mit dem Ganzen in einem etwas losen Zusammenhang stehen. — Aber als diese Arbeit vollbracht, ergreift Ahasver aufs Neue das gauze Weh dieses leeren, einsamen, ziellosen Daseins.

„Die Welle rauscht eintönig auf den Tand —
Gelobte Einsamkeit — du machst mir lang.“

Ausschreien möcht' ich wie ein wildes Thier —
Das Menschenheim weh lobt heiz in mir!“

Prahrender Heros auf der Siegespur:
Da hast Du sie — nun lieb doch die Natur!
Umarm' die Steine, küß' das heiße Land —
Und leb' in Minne mit dem Meeresstrand,
Ja sieh' nur zur Natur in Deinem Schmerz —
Sie wird Dich höhnen, denn sie hat dein Herz.
Ein Herz, ein Herz, ein warmes Herz im Leib' —
Ich flüchte ihm — nun schwächt' ich nach dem Weib'!“

Und als ein vorüberziehendes Schiff, von dem er Erlösung erhofft, ihn läßt, stürzt er sich verzweifelt in die Fluth.

„Getötet ist so des düsteren Daseins Fluch . . .
Du sollst nicht tödten, ist ein leerer Spruch . . .“

Aus diesen wenigen Angaben wird der Leser doch wohl zu ermessen vermögen, welch' hoher Gedankenszug die Dichtung nimmt. Sprachlich könnte sie zwar fast den Anschein erwecken, als sei der Verfasser nicht immer seiner hochgestellten Aufgabe gewachsen; denn die Diction weist mancherlei triviale Wendungen auf. Allein man wird bedenken müssen, daß dieser Ahasver ein moderner Mensch ist, dessen Charakteristik einige modern banale Ausdrücke schon verträgt. — Immerhin stört es die Wirkung der prächtigen Schilderungen, wenn Stern z. B. seinen Ahasver beim Anblick des stürmischen Meeres ausrufen läßt:

„Zum Meere eil' ich! — Ah! wie imposant!
Das wälzt sich rollend auf den nackten Strand.“

Solche Mängel können indeß uns die Freude am Ganzen nicht trüben. Selbst der wechselseitige Gleichtang der Strophen scheint mir eher zum Colorit des Ganzen zu stimmen: eintönig schlagen sie an das Ohr wie die Wellen an das einsame Giland. — Daß Stern auch im engen Rahmen dieses Strophenbaues leuchtende Landschaftsbilder, dramatisch wildbewegte Borgänge meisterhaft zu schildern weiß, hat er uns in den meisten Abschnitten bewiesen. Und so kann man denn auch sein neuestes Werk, das mir seines großen Talentes durchaus würdig erscheint, von Herzen willkommen heißen.

Carl Biberfeld.

Kleine Mittheilungen.

Von C. B.

Die „Deutsche Romanzeitung“ brachte jüngst die Mittheilung, daß eines unserer begabtesten Mitglieder, der Dichter Hubert Müller, der leider seit zwei Jahren geistig unmöglich ist, in Berlin seinem Leiden erlegen sei. Wir haben sofort bei dem

Bruder des Todgesagten, Herrn Georg Müller, entsprechende Erkundungen eingezogen und erfahren von diesem, daß die Notiz der „D. R.“ auf einen Irrthum beruhe, daß aber der Zustand des fränkischen Dichters sein Ende bald erwarten lasse.

Herr Georg Müller übersendet uns gleichzeitig die zweite, vermehrte Auflage der Gedichte seines Bruders. Wir können es uns nicht versagen, aus diesen formschönen, wehmuhvollen Liedern, die zumeist während der hebsten Prüfungszeit Müllers – drüber in Amerika – entstanden sind, wenige eines hier wiederzugeben:

Der Paradiesvogel.

Von einem Wundervogel geht die Kunde,
Der fern im Süden über reichen Auen
Beständig schwelt in ewig-blauen Blauen
Und schweben muß, wenn er auch strebt zum Grunde.
Denn ob Natur auch in der weiten Kunde
Kein Wesen ist, so schön wie er zu schauen,
Versagte sie ihm doch – man sieht's mit Grauen! –
Der Fuß ein einziger Stuhl bis zur Stunde.
So muß er zwischen Erd' und Himmel schwelen,
Und kann doch Erd' und Himmel nie erreichen,
Bis einst der Tod beschliegt sein herbes Leben.
O trübe Mär! Auch manche Menschen gleichen
Dem Vogel dort in seinem bangen Streben
Und können sterbend erst der Dual entweichen.

Einer Zeitungsnotiz entnehmen wir, daß jüngst in Schmiedeberg i. R. ein „schlesischer Dichterabend“ veranstaltet wurde, an dem Dichtungen und von Schlesiern componierte Lieder heimischer Poeten zum Vortrag gelangten. Der Erfolg war auch materiell ein höchst erfreulicher, da dem starken Besuch das Extragniz reichlich entsprach. Ein detaillirter Bericht liegt uns nicht vor – zu unserm Bedauern, denn wir wünschten diesen Bestrebungen, die oft mächtiger als das gedruckte Wort dem schlesischen Volke die Leistungen seiner Dichter nahe führen, die weitestgehende Beachtung. – Namenslich in Breslau thäte es noch, dem gegebenen Beispiel des Desterer nachzueifern. – Wenn werden unsere lieben Literaturfreunde, die noch immer „wie hypnotisiert“ nach dem allein felig machenden Berlin starren, erkennen lernen, daß auch hier manch schätzbares Talent blüht, stark genug, um es mit manchem, nur lungenkräftigeren Modepoeten aufzunehmen?

Das in Berlin erscheinende „Kleine Journal“ veröffentlicht jüngst das uns von Justinius kurz vor seinem Tode zugesandte Gedicht „Reminiscenz“ zugleich mit der Meldung, daß ihm dasselbe direct zur Verfügung gestellt worden sei. Diese

Am 28. October d. J. feiert unser Freund und Vereinsgenosse

Max Heinzel

seinen sechzigsten Geburtstag. Anlässlich des Tages soll dem Dichter, der so viele durch den Klang seiner Lieder, durch seinen goldenen Humor erfreut hat und dem es doch nicht vergönnt war, selbst klingende Schätze zu sammeln, eine Ehrengabe dargebracht werden. Zu diesem Zwecke hat sich in Breslau ein Haupt-Comittee gebildet, das auch den Unterzeichneten als den Vertreter der Breslauer Dichterschule zugezogen hat.

Wer würde verkennen, daß gerade unserem Vereine die Aufgabe obliegt, seinen Heinzel zu ehren?! Seit dreißig Jahren ist er mit uns verwachsen, ist er unser treuester Mitarbeiter, der selbstlose, hochbegabte Kämpfer unserer Bestrebungen. – Wenn heut die schlesische Poesie in dem kleinsten Dörfchen unseres schönen Landes, ja weit über die Grenzen unserer Provinz hinaus Freunde und Verehrer findet, so danken wir das nicht zum Geringsten ihm, der als ihr unermüdlicher Troubadour sangesfroh von Ort zu Ort gezogen ist.

Aber wir als seine engeren Freunde, als seine Mitschreibenden, die wir zumeist an uns selbst es verspüren, wie färgliche Lohn des Dichters Schaffen trägt, – wir wissen auch, daß es vor Allem gilt, den Lebensabend Heinzel's vor Sorgen sicher zu stellen, menu der frische Quell seiner Lieder nicht versiegen soll. – Wie einst das gesammte deutsche Volk seinem Freiligrath, wie jüngst das steirische seinem Rosegger, so möge jetzt auch das schlesische seinem Heinzel beweisen, daß es seine alternden Dichter vor den niederden Sorgen des Daseins zu schützen weiß. – Und mit in erster Reihe stehe da der Hort heimischer Poesie, die Breslauer Dichterschule!

Der Unterfertigte richtet daher an alle Mitglieder, wie an alle Leser dieses Blattes die herzliche Bitte, den schönen Zweck nach Kräften zu fördern. Beiträge nimmt er sowohl, wie die Expedition (Herr Ludwig Sittenfeld, Ring 15) entgegen.

Breslau, im August 1893.

Notiz, die wie in viele Zeitungen auch in einige Blätter unserer Provinz übergegangen ist, beruht auf einer Unterlassungsfürde. Eine Berichtigung ist bereits erfolgt. – Wir haben durchaus nichts dagegen, wenn andere Blätter die in unserm Organ veröffentlichten Gedichte abdrucken, nur müssen wir dann uns erstmals der Zustimmung des Verfassers ver-gemissen (was freilich leider im vorliegenden Falle ausgeschlossen war) und zweitens um die Höflichkeit bitten, auch gnädigst die Quelle anzugeben.

„Vor's Gericht“, ein abenbüßendes Schauspiel von unserem Mitarbeiter Hans von Basedow, geht noch vor der Berliner Premiere erstmalig am Stadttheater in Gelse in Scene, wo Dr. Karl Michel, der gerade mit derartigen psychologisch sehr durchgearbeiteten und scharf umrissten Verbrecherthypen nene und starke Eindrücke erzielt, die Hauptrolle spielen wird.

Briefkasten.

H. D. Lanban. Wir haben uns mit Ihrem liebenswürdigen Gruß, den Sie uns in Gemeinschaft mit Freund Röttig vom Greiffenstein sandten, herzlich gefreut. – Zu der Auszeichnung, die Ihnen in Ihrer Wissenschaft geworden, gratulieren wir bestens. Hoffentlich blühen Ihnen auf dem Anger der Poësie bald solch schöne Erfolge, wie auf dem trocknen Felde der Jurisprudenz. – G. F. Rattowich. Ein Fortschritt – namentlich in der formalen Behandlung – ist unverkennbar; – allein es steht in Ihren Versen noch viel Künstelei und angelebte Reminiszenz. Aus einem der Gedichte leuchtet ein hübscher und verweisbarer Gedanke; vielleicht läßt sich daraus etwas machen. – E. M. Gottbus. Herzlichen Dank. Die „Rixe“ und „Sprachmethode“ hoffen wir bald zum Abdruck bringen zu können; wenn auch freilich mit einigen Änderungen. Sie geben uns doch wohl Vollmacht dazu? – J. W. Jüterbogk. Leider wird sich aus Ihrer Sendung nichts verwerthen lassen; aber wir haben sie jedenfalls als ein Zeichen Ihrer treuen Anhänglichkeit gern begrüßt.

Der Vereinsbericht für August gelangt nach Ablauf des Monats zur Veröffentlichung.

Der Vorsitzende der
Breslauer Dichterschule,
Carl Biberfeld,
Feldstraße 7.

Alle auf die Expedition der „Monatsblätter“ bezüglichen Briefe und Sendungen sind fortan zu richten an Herrn Ludwig Sittenfeld, Ring 15. Zuschriften für die Breslauer Dichterschule an den Schriftführer, Herrn Emanuel Girschel, Lehmdam 17.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Biberfeld, Breslau, Feldstraße 7.
Commissions-Verlag und Druck von S. Lilienfeld, Breslau, Ernststraße 10.
Im Buchhandel zu beziehen durch Victor Zinnow vorm. Leipziger Sortiments-Buchhandlung in Breslau.